

dem Problem, wissenschaftliche Qualität nicht dergestalt operationalisieren zu können, daß wir ein Maß und damit (im Rahmen der Meßgenauigkeit) einen exakten Meßwert erhielten. Wir können nur mit Indikatoren arbeiten, die – durchaus mit Ungenauigkeiten und Risiken behaftet – auf bestehende beziehungsweise fehlende Qualität hindeuten.

So ist in der Informationswissenschaft die relative Häufigkeit von Zitationen ein Maß dafür, wie sich andere Wissenschaftler mit dem zitierten Werk befassen. In der Wissenschaftsevaluation wird das Maß umgemünzt zu einem Qualitätsindikator. Eine solchem Maß-Indikator-Lücke ist bei den Ergebnissen der Wissenschaftsevaluation stets zu beachten; es wäre ein grober Fehler, einen Indikator für eine Sache für die Sache selbst zu halten.

Beachtenswert ist Brands' Hinweis auf die Schwierigkeit, singuläre Qualitätsaussagen (etwa über ein wissenschaftliches Werk) im Gesamtrahmen des Faches oder der Wissenschaft schlechthin adäquat zu positionieren. Leider stimmt auch seine Anmerkung, daß dieser Gesamtrahmen nur schwer sichtbar gemacht werden kann. Die Methoden der Wissenschaftsevaluation mittels Datenbanken können nur ein Teil eines größeren Methodenbündels sein, zu dem Indikatoren für den Input (etwa Geldmittel, Ausstattung, Personal), die Verarbeitung (etwa wissenschaftliche Kreativität, Struktur und Organisation von Forschungsgruppen, Nutzung von Ressourcen, Wissenschaftsadministration) sowie den Output hinsichtlich der Lehre (etwa Vorlesungsevaluation) und der inhaltlichen Qualität (empirischer Gehalt wissenschaftlicher Aussagen, Angemessenheit von Sätzen) gehören.

Zu ergänzen sind die mittels Indikatoren vorgehenden Methoden um qualitative Analysen in Form von Peer Reviews, also um Bewertungen von Wissenschaftlern oder Instituten durch Fachkollegen; allerdings haben gerade Peer Reviews ihrerseits große methodologische Probleme. Zusätzlich müssen Ansätze der sozialwissenschaftlichen Evaluationsforschung, vor allem die Programmevaluation, beachtet werden. Es ist ein aufwendiges Verfahren, eine umfassende Wissenschaftsevaluation, die das Risiko einer Fehleinschätzung minimiert, methodisch sauber vorzulegen.

Brands unterscheidet zwischen den wissenschaftlichen Informationen und den „Marketingqualitäten der Verfasser“, wobei die Wissenschaftsevaluation nur letzteres erfasse. Nun ist gutes Marketing auch für ein noch so gutes Produkt unerlässlich – eine Binsenwahrheit in der

Wirtschaft. Warum soll ein Wissenschaftler nur für die Produktion eines Werkes verantwortlich sein, nicht aber dafür, daß es seine Rezipienten – quasi seinen Markt – findet?

Wenn wir diesen ökonomischen Ansatz aufnehmen, können wir anhand der Marktmechanismen sogar eine theoretische Begründung eines Qualitätsindikators ableiten. Zitationen sind im Ansatz von David H. Laband und Michael J. Piette das Analogon des Preises auf konventionellen Produktmärkten. Der Preis auf dem Wissenschaftsmarkt, die Zitation, ist konstant. Bei konstanten Preisen ist zu erwarten, daß sich der Käufer nur an der Qualität der jeweils angebotenen Produkte orientiert. Das muß aber nicht so sein: Der Käufer kann dem Verkäufer aus Freundschaft etwas abnehmen; oder er kann hoffen, daß der Verkäufer im Gegenzug den Käufer in anderen Situationen unterstützt. Die Ökonomie macht da in der Regel allerdings keinen Unterschied. Laband und Piette kommen denn auch zu dem Schluß: „Verkäufe sind Verkäufe. Alle Verkaufszahlen bestimmen den Marktanteil jedes Produzenten. Wir sehen keinen Grund, den Konsum wissenschaftlicher Literatur grundsätzlich unterschiedlich zu behandeln.“

Nicht zustimmen kann ich der Einschätzung Brands', daß neue Informationsnetze wie das Internet „sicherere und fundiertere Entscheidungen“ ermöglichen. Meines Erachtens ist derzeit das Gegenteil richtig: Erstens ist die elektronische Publikation zum Teil völlig ungesichert (ohne den Gutachtern wissenschaftlicher Zeitschriften das Wort reden zu wollen – aber im Printbereich haben sie eine nicht zu unterschätzende Filterfunktion). Zweitens verfügen wir über keinerlei akzeptierte Methoden, aus der unorganisierten, chaotischen Vielfalt des Internet mit seinem Straßenmarktcharakter einen Überblick, geschweige denn Evaluationskriterien zu gewinnen. Und drittens können Autoren ihre elektronischen Publikationen jederzeit modifizieren, so daß uns ein zentrales Element jeglicher Wissenschaftsevaluation – die singuläre wissenschaftliche Arbeit – gleichsam unter den Fingern zerrinnt.

Gerade aus dem von Brands erhofften „Leben der Informationsobjekte“ ergeben sich für die Evaluation große methodologische Probleme. Andererseits kann man vor solchen veränderten Publikationsmethoden nicht die Augen verschließen; nicht nur Verlage und deren Redaktionen sind gefordert, sondern ebenfalls die Wissenschaftsindikatorenforschung.

Prof. Dr. Wolfgang G. Stock
Fachhochschule Köln.

Stellungnahme

In seiner Kritik merkt Gilbert Brands zu Recht an, daß die Qualität einer wissenschaftlichen Veröffentlichung nicht erschöpfend gemessen und bewertet werden kann – auch nicht mittels objektiverer Methoden der Evaluation durch Datenbanken (Publikations-, Zitations- und Themenanalysen). Wir stehen vor